

Übersetzen

April-Juli 2002 • 37. Jahrgang • Nr. 2

Xenia Osthelder

»Too much baubry«

Ein wunderschönes Buch und ein nicht alltägliches
übersetzerisches Abenteuer

Lebenserinnerungen, deren Entstehung bis ins letzte Drittel des 18. Jahrhunderts hineinreicht, die Jahrzehnte lang einem gebannten Publikum mündlich vorgetragen wurden und die schließlich 1822 als eine Art Pensionsberechtigungsnachweis den Weg aufs Papier fanden, obwohl sie nie dazu bestimmt waren, schriftlich festgehalten zu werden, dürfen zu den übersetzerischen Raritäten gezählt werden.

Die Rede ist von den Memoiren des schottischen Seemanns John Nicol, der 1750 geboren wurde und bis 1801 die sieben Weltmeere befuhr. Nicol kannte nicht nur die meisten Häfen seiner Zeit aus eigener Anschauung, sondern erlebte auch alle Sparten der britischen Seefahrt am eigenen Leib. Als 21-jähriger Idealist meldet er sich freiwillig bei der Royal Navy und kämpft gegen die Freibeuter der aufbegehrenden amerikanischen Kolonien. Danach geht er auf Grönlandwalfang, fährt auf einem Westindienfahrer nach Grenada und macht eine dreijährige Handels- und Forschungsreise unter einem ehemaligen Offizier James Cooks rund um die Welt. Als man ihm die Stelle des Böttchers auf einem der Deportationsschiffe der Zweiten Flotte in die junge australische Kolonie anbietet, wird er wieder zum Opfer seiner unersättlichen Wissbegierde. Auf dem Schiff lernt er Sarah kennen, die große Liebe seines Lebens. Doch Nicol ist vertraglich gebunden, er muss mit seinem Schiff zurück nach London. Da es von dort keine direkte Gelegenheit nach Australien gibt, heuert er, um seine junge Familie wiederzusehen, auf einem Südseewalfänger an, der ihn bis nach Paita bringt, dem Hafen, der 50 Jahre zuvor von Lord Anson geplündert und in Brand gesteckt wurde. Am Ende einer weiteren Chinareise wird er im Ärmelkanal von Bord des Kauffahrers, auf dem er sich befindet, zwangsrekrutiert und nimmt unter Lord Nelson an mehreren großen Seeschlachten teil. Die ersehnte Befreiung bringt ihm 1801 der Präliminierfriede von Amiens. Er kehrt nach Schottland heim, heiratet und lässt sich als Böttcher nieder. Der erneute Ausbruch der Napoleonischen Kriege zwingt ihn, sich in einem Steinbruch östlich von Edinburgh vor den Presspatrouillen zu verstecken und sein Brot als Sprengmeister zu verdienen.

Seeleute, die keine Offiziere sind, schreiben im frühen 19. Jahrhundert keine Memoiren, auch wenn sie wie John Nicol Lesen, Schreiben und Latein lernten, erfolgreich eine 3-jährige Böttcherlehre absolvierten, sich in Kapitänskreisen einen Namen als guter Sprossenbierbrauer machten und somit nicht zur

untersten Schicht der Seeleute gehörten. Es waren ein Gönner, ein kurioser Zufall und die blanke Not, die Nicol dazu brachten, gegen die Gepflogenheiten seiner Zeit und Schicht zu verstoßen. Als er 67-jährig an einem eisigen Wintertag durch das verschneite Edinburgh wanderte und Kohlestückchen von der Straße aufklaubte und in seine Schürze sammelte, sieht ihn der 32-jährige John Howell, seines Zeichens Buchbinder, Erfinder, Herausgeber und Bewunderer von Weltbumblern und Abenteurern. Howell erinnert sich daran, dass man Nicol nachsagte, ein gutes Garn zu spinnen. Er lädt den Alten zu sich ein. Der hungrige und frierende Nicol lässt sich nicht zweimal bitten und taut buchstäblich und bildlich gesprochen auf.

Howell ist so fasziniert von Nicols Erzählungen, dass er ihm anbietet, seine Erinnerungen aufzuschreiben, als Buch herauszugeben und zu versuchen, eine Pension bei der Admiralität zu bewirken. Immerhin hatte Nicol der Krone sieben Jahre als Freiwilliger und sieben Jahre als gepresster Seemann gedient. Das Büchlein mit Lederrücken, dunkelgrüner Prägung, rosabraun marmoriertem Einband und einem Porträt des Verfassers kann sich sehen lassen und verfehlt auch in London seine Wirkung nicht. Dank Howell stirbt Nicol im Alter von 70 Jahren wie ein Admiral auf weißen Kissen. Sein Verleger Blackwood zahlt den Erben ein stattliches Sümmchen aus dem Verkauf der erfolgreichen Memoiren, die bis 1837 noch in Brent's London Catalogue geführt werden.

Nicol sitzt also bei Howell und erzählt. Und Howell schreibt mit. In seinem kurzen Nachwort versichert er dem Leser, sich genau an Nicols Worte gehalten zu haben, was ein Vergleich mit den beiden Büchern, die Howell selbst verfasst hat, tatsächlich bestätigt. Doch Howell war eine Landratte. Wie ein Segelschiff aus der Ferne aussah, wird er als Edinburger zwar gewusst haben, denn auf dem Firth of Forth und in Leith Roads, der Reede von Leith, fuhren und lagen Windjammer genug. Doch von den Feinheiten hatte er wenig Ahnung. Und so ist es wohl zu erklären, dass er unter anderem das Wort »commons« zu hören glaubte. Das Letzteres Gemeindewiesen oder Unterhaus heißt, braucht nicht extra erwähnt zu werden. Auch nicht, dass das angebliche Vorhandensein auf einem Schiff sowohl der einen wie der anderen bei mir Verblüffung hervorrief. Die steigerte sich noch, als ich entdeckte, dass sich weder Alexander Laing, der amerikanische Herausgeber der Nicolschen Memoiren von 1936, noch der Australier Tim Flannery, der sie 1999 erneut herausgab, daran gestört hatten, sondern Howells Fehler kommentarlos übernahmen. Zum Glück beschreibt der eher wortkarge John Nicol diese spezielle Situation ausführlich. Das Schiff lag im Sturm so schief – weil die verdammte portugiesische Mannschaft betete, statt die Segel ein-

zuholen –, dass es voll Wasser gelaufen wäre, wenn die »commons« um die Luke nicht so hoch gewesen wären. Es kann sich also nur um eine Süll handeln, die im Englischen »coaming« heißt. Nicols schottische Aussprache im Ohr einer Landratte, Howell sei verziehen – und gedankt. Die »commons« nämlich brachten bei mir das Fass zum Überlaufen. Schon bei der Lektüre von Vorwort und Anmerkungen des australischen Herausgebers hatte mich ein ungutes Gefühl beschlichen. Da stand, dass Nicols Frau vor Wiedersehensfreude gestorben sei, als Nicol schließlich aus dem schottischen Hochland zu ihr zurückkehrte – Nicol war aber weder im schottischen Hochland, noch von seiner Frau getrennt gewesen. Auch die geografischen Erläuterungen entpuppten sich als merkwürdig, und der Vergleich mit der 1936 in New York von Alexander Laing herausgegebenen Fassung ergab, dass Tim Flannerys Text fast doppelt so viele Absätze hatte wie das amerikanische Buch. Mir wurde klar, dass ich für die Übersetzung unbedingt das Original von 1822 zu Grunde legen wollte. Ich fand es in drei Bibliotheken Großbritanniens. In Cambridge durfte ich im Rare Books Room der Universität damit arbeiten. Mein Verdacht bestätigte sich. Es war Tim Flannery gewesen, der Hackfleisch aus dem Text gemacht und die schier unendliche Zahl (mitunter sinnentstellender) Absätze eingefügt hatte.

Nun hatte ich zwar einige Hürden genommen, aber misstrauisch war ich noch immer. Ich fragte mich, ob Howell überhaupt wusste, wie man die vielen Hafencities, Inseln, Buchten und Berge schrieb, die seinem Schützling so selbstverständlich über die Lippen kamen? Um die Antwort vorweg zu nehmen, er wusste es nicht! Kompliziert wurde die Suche nach den geografischen Begriffen noch dadurch, dass etliche der Häfen, Reeden und Ankerplätze heute längst zu viel größeren Gemeinwesen gehören und ihr Namen allenfalls als Stadtteil erhalten geblieben ist. Den Hafen Whampoa fand ich z.B. mit Hilfe von Christopher Lloyds Atlas zur Seefahrts-Geschichte. Whampoa ist eine Insel im Tigris, Anlaufstelle für alle fremden Kauffahrer, die eine der Faktoreien vor Kanton beliefern wollten. Tigris, ja. Der heutige Pearl River hieß im 18. Jahrhundert bei den Seeleuten Tigris, abgeleitet von seiner Mündung, die Bocca Tigris, Tor zum Land des Tigers, genannt wurde. Auf alten Karten ist der Fluß als Tigris, Dschunkenfluss oder Perlenfluss eingezeichnet. Nicol erwähnt natürlich nicht, dass Whampoa eine kleine Insel ist, und so war ich von einer Reede oder Hafenstadt ausgegangen. Doch trotz Howells eigenwilliger Rechtschreibung gelang es irgendwann immer, den gesuchten Ort ausfindig zu machen.

Die erste wirkliche Herausforderung war eine Erläuterung, die keinen Sinn ergab. Inzwischen stand ein Globus neben meinem PC, und ich kannte mich, zumindest theoretisch, recht gut mit den wichtigsten Routen der Seefahrer im 18. Jahrhundert aus. So stützte ich, als es hieß, dass die Einwohner Kantons ihre Diebe auf die Ladronen, »die auch Marianen heißen«, deportierten. Von Kanton am Tigris schickte man die Diebe auf die Marianen? Und dort ernährten sie sich vom Fischfang und als Lotsen? Welches Schiff braucht – damals wie heute – einen Lotsen für eine Strecke von über 1000 Seemeilen? Und wie kamen die lotsenden Diebe zurück auf die Marianen? Stammte die Klammer mit der Erklärung etwa von John Howell, und gab es vielleicht eine zweite Inselgruppe mit dem Namen Ladronen? Nicol musste gewusst haben, wovon er sprach, und der Name passte

zum Verwendungszweck der Inseln. Doch von meinem Verdacht bis zu dem großartigen Zufall, der mir die Karte aus Nicolas Bellins Petit Atlas Maritime aus dem Jahr 1764 bescherte, einer französischen Karte der Bocca Tigris mit Angaben der Wassertiefen der Fahrinne und zahllosen Inselgruppen, war es ein weiter, gewundener Weg. Yong ngao, Isles des Voleurs, stand da an einer der Bocca Tigris vorgelagerten Inselgruppe – und das ergab Sinn, denn in der Mündung des Pearl Rivers braucht man in der Tat einen ortskundigen Lotsen an Bord. Hartnäckig war ich geblieben, weil Nicol mit dieser einen Ausnahme in seinem ganzen Buch nichts erklärt. Seine Erzählung, genauer: sein Pensionsantrag, war für die Beamten der Admiralität bestimmt. Das war eine Zielgruppe, der man nicht zu erläutern brauchte, dass Paita zum Königreich Santa Fé gehört, dass die Lady Julian eigentlich Lady Juliana heißt (nach der Mystikerin aus Norwich, für die ebenfalls mal die männliche, mal die weibliche Form des Namens benutzt wird) und das schwerfälligste Schiff seiner Majestät war, das je über die sieben Weltmeere kroch. Dort kannte man jeden Kapitän, warum also erwähnen, wer der berühmte Shiels war (der sich Shields schreibt) oder die rasante *Goliath*? Wahrscheinlich wusste Nicol gar nicht, dass man die Isle du Bic nicht »Ile of Beak« schrieb oder die Isle de Coudres nicht »Ile of Conder«, Belle Ile nicht »Belleisle« und St. Mount's Bay nicht »Monts Bay«, um nur einige wenige zu nennen. Und so suchte die Übersetzerdetektivin Häfen, Buchten, Getränke und sogar Dinge, von denen sie nicht einmal wusste, was sich dahinter verbergen mochte. »St. Forensa Bay«? da kann es sich, wenn man den Kontext berücksichtigt, nur um den Golf St. Florent im Norden Korsikas handeln! »Accadent« in Paita? muss ganz einfach »aguardiente«, Schnaps, sein! »Coussinero«? logisch, das ist das portugiesische »cozinheira«, Koch. Eine breite Palette von Anglo-indisch, Anglo-chinesisch, Anglo-portugiesisch, *rhyming slang*, alter Münzen, Götter und selbst Pflanzen, die an ihrem Wohlgeruch, ihrem Lebensraum und der Tatsache, dass die Chinesen des 18. Jahrhunderts scharf darauf waren, zu identifizieren waren, hielten mich auf Trab.

Hinter »What fashion?« verbarg sich die Frage nach den Schiffsfarben, also der Nationalität eines Schiffs. Wenn die Zollbeamten davon Abstand nahmen, die Waren an Bord zu überprüfen, weil »too much baubry« an Bord herrsche – von den Seeleuten, die die ängstlichen Chinesen kannten, bewusst inszeniert –, gebrauchten sie das Wort »bobbery«, die Verballhornung eines portugiesischen Wortes für Lärmen und Streiten. Howell hatte das Wort mit Sicherheit noch nie gehört und schrieb auf, was er zu hören glaubte. »Anchor and Rope« ist die volkstümliche Bezeichnung für die rotgelbe Flagge mit Anker und Seil, die 376 Jahre lang bis Mitte der 1960er Jahre auf allen britischen Schiffen sowie auf Whitehall wehte. Heute fristet sie ihr Dasein auf Wirtshausschildern im Süden Englands. Auf einem Schiff weht sie nur noch, wenn sich die Queen höchstpersönlich an Bord befindet. Das »chop house« ist das Zollhaus, fein säuberlich auf einer alten Karte der Bocca Tigris mit dieser Bezeichnung aufgeführt.

Ohne den ehrwürdigen Hobson Jobson, verschiedene alterssteife Landkarten, brüchige Stadtpläne und den Beistand hilfbereiter Sammler alter Seelexika sowie den quicklebendiger Seeleute wäre die Aufgabe wahrscheinlich nicht zu bewältigen gewesen.

Bevor John Nicol zur Quelle für australische Historiker wurde, die seine Aussagen über die weiblichen Deportierten mit deren Prozessakten in London verglichen, und noch bevor der Amerikaner Alexander Laing ihn 1936 im Rahmen seiner Forschungen über das Leben auf den Segelschiffen des 18. Jahrhunderts begeistert wiederentdeckte, hatte schon ein anderer John Nicol für sich entdeckt. Ich traute meinen Augen nicht, als ich in dem 1850 erschienen Buch *Weißjackette*, das Melville über die mit den Prinzipien einer jungen Demokratie unvereinbaren Zustände in der amerikanischen Kriegsmarine schrieb, ein kahlköpfiger Toppgast just die Anekdoten erzählt, die der ebenfalls kahlköpfige John Nicol in seinen Lebenserinnerungen zum Besten gibt. Zum Glück löst Melville selbst das Rätsel, denn im 90. Kapitel, in dem er die englische Praxis der Zwangsrekrutierung anprangert, zitiert Melville einen Ausschnitt aus John Nicol und nennt den Titel seines Buches.

Alexander Laing erwähnt in seinem Vorwort zur Ausgabe von 1936, dass die vielen hundert Werke über die Seefahrt des 18. Jahrhunderts, die er für seine Untersuchung zu Rate gezogen hatte, am Ende in seinem Kopf zu einem einzigen großen Seestück verschmolzen. Nur zwei Namen ragten noch daraus empor: Herman Melville und John Nicol. Besonders der Raconteur und Lebenskünstler Nicol hatte es ihm angetan: »Und so suche ich ihn von Zeit zu Zeit wieder auf, in seinem Buch, und empfinde dabei dieselbe Freude, die ein Besuch bei einem langjährigen Freund bereitet.« Treffender und liebevoller kann man den Zauber, der von Nicols Persönlichkeit und seiner ungewöhnlichen Geschichte ausgeht, kaum in Worte fassen.

Kurt Tucholsky

Übersetzer

Der Deutsche ist – etwa im Gegensatz zum Franzosen – neugierig und will genau wissen, was in anderen Ländern vorgeht. In keinem andern Lande der Welt ist das Interesse an fremden Kulturen und Literaturen wohl so groß wie in Deutschland, was Stärke und Schwäche zugleich bedeutet. Bei uns wird ungeheuer viel übersetzt.

Was wird übersetzt? Neben der Übertragung wichtiger und bedeutsamer Erscheinungen neuer und alter Zeit: wahlloser Krimskrams. Liest man so die gängige Marktware des Übersetzungshandels, so muß man doch fragen, ob wir solchen Kitsch nicht auch zu Hause fabrizieren. Und man muß antworten: wir können das sogar viel besser, weil nämlich die deutsche schlechte Literatur für Deutsche berechnet ist und hier wenigstens wirkt. Ich halte es für ganz und gar verkehrt, wenn der erfolgreiche Unterhaltungsroman fremder Länder mit der Verlagsbauchbinde »In Timbuktu 450000 Stück verkauft!« legitimiert wird. Eintagerfolge der Unterhaltungsliteratur beruhen auf ganz bestimmten Voraussetzungen: auf solchen der Sprache, auf solchen der Gesellschaft; und so, wie es schon schwer genug ist, den Franzosen Proust in Deutschland einzubürgern, weil es die Welt seiner Modelle hier nicht gibt, so ist es unmöglich, französischen oder englischen Kitsch herüberzubekommen: er wird nicht verstanden. (Schulbeispiel: *Gentlemen prefer Blonds* [sic].) Man braucht nur die umgekehrte Erwägung anzustellen um ganz klar zu sehen: was sollten die Amerikaner mit den *Briefen des Landtags-*

abgeordneten Filser von Ludwig Thoma anfangen? Was die Franzosen mit der Courths-Mahler? Sie läsen keine Zeile – nicht etwa, weils nichts taugte, sondern weil die Welt, die Ausdrucksweise, die Färbung dieser guten und schlechten Werke an das Entstehungsland gebunden sind: es kommt nichts herüber.

So irren sich ja auch häufig deutsche Theaterdirektoren, die in wirrer Hast alles mögliche wild durcheinander übersetzen lassen und sich nachher wundern, wenn keinen Erfolg hat. Ich will nicht prophezeien: aber ich glaube nicht an die großen Erfolge gewisser französischer Boulevardstücke, die wir hier nächstens zu sehen bekommen werden, und ich glaube nicht an die Erfolgsmöglichkeiten amerikanischer Sensationschmarren. Ja wenn man sie bearbeitete! Das, Clément Vautel, wäre ganz was anders. Aber dann müßte man wieder bei solchen drittrangigen Göttern so viel fortlassen, hinzusetzen, umbauen und verändern, daß etwas Neues herauskommt. Und das lohnt wieder nicht.

Auswahl der Übersetzungen ist also häufig durch einen instinktlosen Geschäftsgeist diktiert.

Wie wird übersetzt? Nicht sehr schön. Es ist das ja eine schwere Sache, das ist wahr, und man kann sehr darüber streiten, wie eine ideale Übersetzung eigentlich aussehen soll. Soll die fremde Sprache hindurchschimmern? Soll der Sprachkundige noch durch den Teig der Übersetzung, womit sie farciert ist, hindurchschmecken? Soll er Redewendungen anklingen hören? Den fremden Pulsschlag noch leise fühlen? Das ist die eine Möglichkeit. Oder soll sich die Übersetzung glatt lesen, so daß es ein Lob bedeuten soll, wenn einer sagt: »Man merkt gar nicht, daß das hier übersetzt ist.« Das ist die andere Möglichkeit. Eines aber kann man verlangen: daß der Übersetzer beider Sprachen mächtig ist. Nicht immer ist ers.

Ich will noch gar nicht einmal davon reden, daß sich in einer Pariser Posse, die hier in Berlin läuft, die Personen mit »Mein Herr« anreden – was ja wohl in einer Gesellschafts-Konversation nicht gerade üblich ist. Aber schon Christian Morgenstern merkte in seinen herrlichen *Stufen* an, daß der deutsche Übersetzer holprig und fremd daherstelt und, wenn er vertraulich tut, die dummen Modewörter seiner Alltagssprache gebraucht, wobei er sich denn auch noch meistens verhaut und so derb wird, wie es drüben, in angelsächsischen und lateinischen Ländern, nicht immer der Brauch ist. Man muß eben nicht nur ein Lexikon, man muß auch Fingerspitzen haben. Die meisten haben nicht einmal ein Lexikon.

Ich besinne mich noch sehr gut, wie mir ein Freund einst in Paris ein französisches Manuskript zeigte, das schon kurze Zeit in einem deutschen Verlag gewohnt hatte. Der Übersetzer hatte das Werk des Franzosen bereits mit einem feinen Spinnennetz von Bleistiftnotizen überzogen, und da stand: »Dans le bar, il y avait quelques poules...« Und der deutsche Übersetzer hatte »poules« unterstrichen und an den Rand geschrieben: »Was heißt das? Keine Ahnung!« Natürlich, Hühner konnten es nicht sein, die da pickten, und daß es »Mädchen« mit dem Unterton von »Nuten« waren, wußte er nicht. Dann sollte er aber nicht übersetzen. *Babbitt* von Sinclair Lewis soll, wie Fachleute nachgewiesen haben, von Fehlern wimmeln, und bei vielen anderen Modebüchern ist grade so. Woran mag das liegen...? Es liegt daran, wer *übersetzt*. Übersetzungen werden leider miserabel bezahlt, und so wimmeln auf dem Literaturmarkt Legionen von kleinen Parasiten herum, die den wenigen verdienstvollen Übersetzern das Brot von der Schreib-

maschine weg übersetzen. Da gibt es arme Luder, die die sogenannten »Rohübersetzungen« machen; der Mann mit der anerkannten Übersetzungsfirma »bearbeitet« das dann, eine ganz und gar abschauliche Arbeitsteilung, denn schon in der Rohübersetzung kommen die bösesten Dinge vor, und die sind schwer wieder herauszubekommen. Wenn man einmal mit angesehen hat, mit welcher Unverfrorenheit sich die meisten Übersetzer ans Werk machen, mit welchem völligen Mangel an Kenntnis von Land, Grammatik und Lebensgewohnheiten der andern, dann wird einem himmelangst, und man wundert sich über gar nichts mehr. Zum Übersetzen von guten Sachen ist der Beste gerade gut genug – machen tuts irgendein Stückchen Unglück, das sich seinen Lebensunterhalt kümmerlich damit verdienen muß, und daher Tempo, Flüchtigkeit und Qualität der Übersetzung.

Es ist ein Jammer. Das internationale Urheberrecht hat diese so wichtige Sache kaum geregelt, und wenn es sich nicht um einen sehr mächtigen Autor handelt, dann ist der Schöpfer des Werkes ziemlich ohne Einfluß auf die Gestalt, in der sich sein Kind im andern Lande präsentiert. Wenn er erst erschrickt, ist es zu spät.

Da es schon ein großer Kerl sein muß, der die Wogen der heimischen Sprache so überragt, daß sein Kopf auch noch von fern her sichtbar ist, so verlohnt es sich, den Übersetzungen mehr kritische Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ob Snobs, die so tun, als hätten sie mit der Mistinguett noch gespielt, wie die so klein war, falsch oder richtig über Frankreich unterrichtet werden, ist ziemlich gleichgültig. Wir andern aber hätten gern Hamsun, Tolstoi, Lewis und Kipling auf deutsch so gelesen, wie sie wirklich geschrieben haben.

Aus: Kurt Tucholsky, Gesammelte Werke Bd.5, 1927; Reinbek 1975; S.168-170.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Rowohlt Verlags.

Deutsch-französisches Austauschprogramm für junge Übersetzer 2003

Bereits zum vierten Mal fand vom 22. Januar bis zum 11. April ein deutsch-französisches Austauschprogramm für junge Übersetzer statt. Dieses wird von der Frankfurter Buchmesse und dem Office de Promotion Internationale organisiert sowie durch das deutsch-französische Jugendwerk unterstützt.

Das Programm soll jungen Übersetzern den oft mühsamen Einstieg in den Beruf erleichtern, indem es die Möglichkeit bietet, konkrete Erfahrungen mit anderen Übersetzern auszutauschen und wichtige Kontakte zu Verlagen zu knüpfen.

Die zehn Teilnehmer, fünf Deutsche und fünf Franzosen, wählen in den ersten sechs Wochen in Paris und Berlin während zahlreicher Verlagsbesuche vielversprechend erscheinende Texte aus, die noch nicht ins Deutsche bzw. Französische übersetzt sind. Diese werden in den folgenden sechs Wochen sowohl im deutsch-französischen Tandem als auch in der Gruppe unter fachlicher Leitung bearbeitet.

In diesem Jahr erfuh das Programm eine wichtige Neuerung: Die Stipendiaten verbrachten erstmals sechs Wochen in Berlin, gegenüber drei Wochen in den Vorjahren, wodurch das Programm auf insgesamt zwölf Wochen verlängert werden konnte. Dies ermög-

lichte die Teilnahme des Literarischen Colloquiums Berlin (LCB), einer seit 1963 existierenden Aufenthaltsstätte für Autoren und Übersetzer direkt am Wannsee. Die zehn jungen Übersetzer hatten dort Gelegenheit, unter der Leitung des erfahrenen Übersetzers Pierre Deshusses an den ausgewählten Texten zu arbeiten. In den folgenden drei Wochen wurde das Projekt im Collège International de Traducteurs Littéraires (CITL) in Arles unter Betreuung von Claudia Kalscheuer fortgesetzt und vertieft.

Zuvor konnten die Teilnehmer zahlreiche Verlage, zunächst in Paris und anschließend in Berlin, besuchen. Ziel war es hierbei zum einen, sich einen Überblick über die Verlagslandschaft der beiden Länder zu verschaffen, und zum anderen, die Übersetzungsprojekte in die Zielsprache einzuleiten. Diese Verlagsbesuche verliefen außerordentlich erfreulich: Zwei Jahre nachdem Deutschland auf dem »Salon du livre« als Ehrengast eingeladen war, zeigten die Verleger großes Interesse an den Projekten der Übersetzer und ermöglichten ihnen, junge, vielversprechende Autoren des jeweiligen anderen Landes zu entdecken, deren Bücher bisher noch nicht übersetzt worden sind.

Angesichts der derzeitigen großen Schwierigkeiten der Verlage, ihre erfolgreichen Schriftsteller und Texte ins Partnerland zu verkaufen, scheint man erkannt zu haben, dass solche deutsch-französischen Projekte, in denen ein direkter Austausch möglich ist, wichtiger sind denn je.

Abgerundet wurde das Programm durch eine öffentliche Lesung, bei der die Teilnehmer Ausschnitte ihrer Übersetzungen vortrugen. Die präsentierten Kostproben stießen bei den Zuhörern auf großen Anklang.

Eine komplette Liste der im Programm bearbeiteten Titel mit Autoren und Kontaktdaten der jeweiligen Übersetzer ist erhältlich bei Martina Wolff de Carrasco, Frankfurter Buchmesse, wolff@book-fair.com. Unter dieser E-Mail-Adresse können auch Informationen zu dem Förderprogramm angefordert werden, das auch 2004 stattfindet und wieder vom Deutsch-Französischen Jugendwerk finanziert wird.

Matthias Wandel

Florence Tenenbaum

Le programme franco-allemand pour jeunes traducteurs littéraires

Conaissez-vous le programme franco-allemand pour jeunes traducteurs littéraires organisé par l'OFAJ, la Frankfurter Buchmesse et l'Office de Promotion Internationale? Cette année, il s'est déroulé du 22 janvier au 11 avril et après y avoir participé, j'encourage tous les jeunes traducteurs de France et d'Allemagne à tenter l'expérience, je vous assure qu'ils ne le regretteront pas! Pour vous convaincre, le plus simple est sans doute de vous raconter les semaines que j'ai passées en compagnie de neuf autres privilégiés.

Tout a commencé le 22 janvier dernier, au CNL (Centre National du Livre), à Paris. À 9h30, les dix candidats retenus se sont rencontrés pour la première fois et ont fait connaissance avec les organisateurs du stage, Pierre Myszkowski et son assistant Matthias Wandel du côté français, Martina Wolff et son assistante Caroline Burnett du côté allemand. La matinée

a débuté par un tour de table. Très vite, nous avons pu nous rendre compte que nous venions tous d'horizons différents. Évidemment, nous n'avions pas tous la même connaissance du monde de l'édition. Le séminaire d'introduction au stage était destiné à nous éclairer sur tout ce qui nous concernait de près ou de loin dans notre métier de traducteur. Plusieurs intervenants se sont succédés pour nous présenter:

- le contexte économique (le marché du livre français, les échanges de droits étrangers entre l'Allemagne et la France);
- le contexte littéraire (le panorama des courants actuels de la littérature française);
- le contexte juridique (le statut du traducteur et les pratiques très différentes en Allemagne et en France lors de la signature d'un contrat de traduction);
- les aides à la traduction dispensées par la Direction du Livre qui peuvent encourager un éditeur à publier une œuvre traduite ou nous apporter un soutien financier lors d'une traduction particulièrement difficile.

Après ces premières journées, nous étions parés pour entrer en contact avec le milieu de l'édition et des libraires.

Durant les deux semaines qui ont suivi, nous avons donc rendu visite à des libraires et des éditeurs parisiens. Nous avons discuté avec nos interlocuteurs des textes qui les intéressaient et nous sommes repartis avec des livres français et des cartes de visite bien utiles quand on cherche à se constituer un carnet d'adresses. Les traducteurs allemands ont dévoré les romans qu'ils avaient récoltés, en quête du texte dont ils allaient traduire un ou deux chapitres pendant ce stage.

Par la suite, pendant encore trois semaines, les visites se sont poursuivies, mais en Allemagne cette fois. Une partie des rencontres se sont déroulées au Literarisches Colloquium Berlin, une magnifique villa sur les bords du Wannsee où Jürgen Jakob Becker nous avait accueillis pour six semaines. Ici comme à Paris, livres et cartes de visites ont circulé et les Français se sont mis à la recherche d'un texte à traduire. Martina Wolff a aussi organisé une excursion de deux jours à Frankfurt pour nous permettre de voir quelques éditeurs supplémentaires.

Le 3 mars, la deuxième phase du stage a débuté. Le traducteur Pierre Deshusses nous a rejoints pour animer pendant trois semaines l'atelier de traduction de l'allemand vers le français. Le travail se déroulait toujours en deux temps, l'un où nous nous retrouvions tous pour réfléchir en commun sur le texte du jour, critiquer certaines tournures, en suggérer de meilleurs, l'autre où un tandem franco-allemand traduisait quelques pages avec l'aide de Pierre Deshusses. Vous pouvez imaginer, je pense, à quel point ces semaines ont été enrichissantes. Chaque traducteur confrontait ses idées à celles des autres, apprenait à mieux discerner la ligne de partage entre liberté et fidélité au texte original.

Le 21 mars, comblés, nous avons quitté Berlin sous un ciel pur de tout nuage pour gagner Arles où le printemps, presque l'été, nous attendait. Nous avons alors découvert le Collège International des Traducteurs Littéraires en Arles, un véritable paradis! Nous avons à notre disposition une bibliothèque qui abritait des trésors, une chambre individuelle et une équipe aussi dévouée que celle du Literarisches Colloquium. Durant ces trois dernières semaines, c'est la traductrice allemande Claudia Kalscheuer qui nous a guidés

lors des ateliers de traduction du français vers l'allemand.

Notre séjour s'est achevé par une lecture de toutes nos traductions devant un public attentif et parfois amusé. Le lendemain, lors du bilan, Pierre Deshusses nous a suggéré de prendre un nom de plume et de représenter notre candidature à ce programme l'année prochaine. Je dis oui tout de suite!

Schlaraffenland für Übersetzer/innen – zur Nachahmung empfohlen!

Günter Grass' Übersetzertreffen

Den Autor im rechten Moment verfügbar zu haben als bereitwilligen Auskunftgeber zu den schwierigen Stellen in seinem Werk – welcher Übersetzer träumte nicht davon? Dieser Traum ist Wirklichkeit, zumindest für die Übersetzer der Werke von Günter Grass in andere Sprachen: Vor 25 Jahren setzte sich der Autor zum ersten Mal mit seinen Übersetzerinnen und Übersetzern zusammen, um auf alle Fragen zu antworten, die beim Übersetzen des Romans *Der Butt* auftauchten.

Was sich damals Klaus Birkenhauer, der Vorsitzende der Bundessparte Übersetzer, ausgedacht hatte, funktionierte, wurde wiederholt und dann zur Tradition. Zu jedem neuen Roman von Günter Grass finden mittlerweile die internationalen Arbeitsbegegnungen zwischen Autor und Übersetzern statt.

Wie diese – inzwischen vom Steidl-Verlag veranstalteten – Treffen ablaufen, was die Übersetzerinnen und Übersetzer dort diskutieren und erleben und welche Erkenntnisse und Erfahrungen sie mitnehmen, ist nachzulesen in der anregenden und aufschlussreichen Sammlung *Der Butt spricht viele Sprachen – Grass-Übersetzer erzählen*. Helmut Frielinghaus, der seit einigen Jahren die Treffen moderiert, hat die Beiträge zusammengestellt. In seinem Nachwort beschreibt er die zur Institution gewordenen Treffen.

Helga Pfetsch

Helmut Frielinghaus

Der Butt spricht viele Sprachen – Nachwort

Übersetzer sind die genauesten Leser. Sie nehmen den Autor beim Wort. Unerbittlich sind sie ihm auf der Spur. Sie finden sich nicht bereit, Unverständliches oder dem Autor unterlaufene Ungenauigkeiten als ein nach diffuser Vieldeutigkeit verlangendes Symbol hinzunehmen. Sie wollen es genau wissen. Sie penetrieren den Autor.

Günter Grass in seiner Laudatio »Lob der Vielseitigkeit« für den Übersetzer, Schriftsteller und Germanisten Per Ohrgaard anlässlich der Verleihung des Henrik-Steffen-Preises 2001 in der Kunsthalle in Kiel.

Im März 2002, gleich nach Erscheinen der Novelle *Im Krebsgang*, fand wieder das traditionelle Arbeitstreffen der Grass-Übersetzer mit ihrem Autor statt, diesmal in Lübeck, im alten Kellergewölbe des Budenbrookhauses. 23 Übersetzer waren gekommen, manche zum ersten Mal, einige wenige haben seit 1978, seit dem *Butt*-Treffen, an allen Begegnungen teilgenommen. Die Prozedur ist immer die gleiche: Man geht das Buch von der ersten bis zur letzten Seite durch, die Übersetzer dürfen, sollen Fragen stellen, tun das auch – und besondere, vielleicht verdeckte Schwierigkeiten, nach denen sie nicht fragen, zeigt der Autor auf oder der Moderator oder die Lektorin oder die Sekretärin des Autors. Erklärt werden nicht nur Be-

griffe und Redensarten, lokale oder historische Gegebenheiten, Hinweise auf Personen und Sachverhalte und die bei Grass sehr häufigen Anspielungen auf Gestalten, Ereignisse und Schauplätze in seinen früheren erzählerischen Werken. Bei dem Versuch, den Übersetzern Sprechweisen einzelner Gestalten zu veranschaulichen oder wechselnde Stil- und Tonlagen zu charakterisieren, hilft Günter Grass oft, indem er längere Passagen vorliest.

Immer wieder wird ausführlich über – manchmal inhaltliche, meist sprachliche – Schwierigkeiten gesprochen, die Übersetzer beim Übertragen bestimmter Wörter oder Passagen in ihre jeweilige Sprache haben. Nicht nur in solchen Augenblicken ereignet sich etwas für alle Anwesenden Fruchtbare und Hilfreiche: Plötzlich beginnen zwei, drei der Übersetzerinnen und Übersetzer – auf Deutsch – darüber zu sprechen, wie sie in ihren Sprachen bestimmte Probleme lösen, welche Vergleiche mit Stellen in früheren Büchern von Grass ihnen geholfen haben und so fort. Von diesem »internen« Gespräch profitieren meist alle anderen. Tatsächlich kommt es vor, daß die Übersetzer dem Autor Ungenauigkeiten oder Fehler nachweisen, die seine Lektoren übersehen haben. Grass hört aufmerksam zu, immer zu Korrekturen bereit. Geht es um die Erklärung schwieriger, zum Beispiel technischer Details, kommt manchmal unerwartete Hilfe: Beim Gespräch über den Untergang der *Wilhelm Gustloff* konnte einer der Männer von Radio Bremen, die das Lübecker Kolloquium für dokumentarische Zwecke aufnehmen, als ehemaliger Seemann zur Klärung nautischer Begriffe beitragen. Gelegentlich, wenn es gar keine Erklärung mehr gibt, sagt Grass: »Da müssen Sie Tulla Pokriefke fragen.«

Diesmal dauerte das Übersetzertreffen drei Tage. Am Tag vor der ersten Arbeitssitzung wurden einige der Schauplätze des Buches in Schwerin besichtigt. An den freien Abenden aß und trank man zusammen und diskutierte weiter, einmal im Torweg des neuen Günter-Grass-Hauses der Stadt Lübeck, das im Herbst 2002, anlässlich des 75. Geburtstags von Günter Grass, eingeweiht werden soll. Am letzten Abend las Günter Grass im Lübecker Kolosseum aus der Novelle *Im Krebsgang*.

Die Übersetzer, voller Bewunderung und Dankbarkeit dafür, daß ihr Autor tagelang unter ihnen sitzt und freundlich und geduldig auf ihre Fragen antwortet, freuten sich bei der Abreise schon auf das nächste Treffen. Sie fühlen sich beneidenswert – und sie sind es: Während heute viele Verlage ihre Übersetzer aufordern, Bücher beim Übersetzen »zugänglicher« zu machen, Kompliziertes zu »glätten« oder auch zu streichen, werden Grass-Übersetzerinnen und -Übersetzer von ihrem Autor aufgefordert, Schwieriges und Kompliziertes – woran es in seinen Büchern nie mangelt – phantasievoll und einfallsreich zu übersetzen und dabei im Zweifelsfall auch gegen die Regeln ihrer Sprache zu verstoßen. »Da müßt ihr was erfinden.«

Jede dieser Begegnungen zwischen dem Autor und seinen Übersetzern ist ein internationales literarisches Ereignis, eine der insgesamt wenigen Gelegenheiten überdies, bei denen der Arbeit der Übersetzer die Bedeutung beigemessen wird, die ihr gebührt. Dem Autor macht diese direkte Zusammenarbeit Spaß, er nannte die Übersetzerinnen und Übersetzer seine »erweiterte Familie«.

Grass hat sich immer gewünscht, daß sein Beispiel Schule macht. Zwar wurde in Zeitungen und im Rundfunk oft über seine Treffen mit den Übersetzern berichtet, aber bisher scheinen weder andere Verlage noch andere Autoren Vergleichbares unternommen zu haben –

mit einer Ausnahme: Als Don DeLillo's Roman *Underworld* (*Unterwelt*) in New York erschien, luden der amerikanische Autor und seine Agentin zu einem Übersetzertreffen ein, das in London stattfand und genau dem Muster der Arbeitssitzungen der Grass-Übersetzer folgte.

Die in diesem Buch versammelten, von Grass-Übersetzern verfaßten Beiträge erscheinen zum 75. Geburtstag von Günter Grass. Aber das Buch soll keine Festschrift sein, sondern Einblicke geben in Werkstätten von Übersetzern überall in der Welt. Deshalb wurden Übersetzerinnen und Übersetzer, die seit längerem mit dem Werk des Autors vertraut sind, ermuntert, nicht nur über ihre Begegnungen mit Grass und seinem Werk, sondern auch konkret über das Übersetzen seiner Bücher in ihre Sprache zu schreiben. »Es soll ein Buch für Günter Grass, für seine Leser und Kritiker und ein Buch für Übersetzer sein«, hieß es im Einladungsbrief.

Erstaunlicherweise haben fast alle Übersetzer ihre Beiträge auf Deutsch geschrieben. Sie erzählen anschaulich und detailreich vom Handwerk des Übersetzens und von den spezifischen Schwierigkeiten, die sie beim Übertragen der kühnen, alles Schulmeisterdeutsch sprengenden Grass'schen Sprache in ihre Sprachen zu bewältigen haben. Am Beispiel solcher Schwierigkeiten erfährt man erstaunlich viel über Eigenarten anderer Sprachen und darüber, wie andere kulturelle Traditionen und Bedingungen manchmal der Übersetzung einzelner Passagen scheinbar unüberwindlich im Wege stehen.

Etlliche Beiträge rücken dem Leser noch einmal ins Bewußtsein, wie stark sich bis 1989 Zensurbestimmungen in vielen osteuropäischen und asiatischen Ländern auf die Verbreitung von Literatur ausgewirkt haben – und wie, zeitversetzt, Moral und Wertvorstellungen, die uns aus den fünfziger und frühen sechziger Jahren allzu vertraut sind, anderswo noch eine einschneidende Rolle spielen. Speziell der Roman *Die Blechtrommel* scheint für die Zensoren sozialistischer Länder ein exemplarisches »Un-Buch« gewesen zu sein – ungefähr das, was für vermeintlich christliche Zensoren westlicher Länder einst die Wendekreis-Bücher Henry Millers oder der Roman *Lolita* von Vladimir Nabokov gewesen sind. Wenn wir lesen, daß in China aus der Übersetzung der Novelle *Katz und Maus* die Stelle, wo die Schüler auf dem Wrack des polnischen Minensuchboots onanieren, entfernt werden mußte, ehe das Werk in Druck gehen durfte, erinnern wir uns daran, daß nach Erscheinen der deutschen Originalausgabe von *Katz und Maus* (1961) allen Ernstes Strafantrag gegen Grass und dann, bei der Bundesprüfstelle, der – schließlich zurückgezogene – Antrag gestellt wurde, das Buch in die »Liste jugendgefährdender Schriften« aufzunehmen.

Katz und Maus wurde bei uns später Schullektüre. Im Juni 1981 las Günter Grass das Buch bei sich zu Hause, in seinem Atelier, Berliner Schülern vor, und die Lesung wurde vom Sender Freies Berlin und vom Hessischen Rundfunk ausgestrahlt.

Wie Zensur und Bücherverbote jahrzehntelang in Leben und Arbeit von Übersetzern eingegriffen haben, erzählt Slawomir Blaut, langjähriger Grass-Übersetzer und polnischer Patriot. Wie die heute im reichen Westen verbreiteten »wirtschaftlichen Zwänge« literarische Arbeit behindern oder gar vereiteln und Übersetzern den Boden entziehen, geht aus dem Offenen Brief des Dichters und Übersetzers Michael Hamburger hervor.

Aus einigen Ländern – Italien, dem katalanischen Teil Spaniens und Japan – kamen jeweils zwei Beiträge, weil Übersetzer gewechselt, sich abgelöst haben. Zwei Übersetzer berichten über Erfahrungen beim

Übersetzen der Gedichte von Günter Grass. Zwei andere, der arabische und der bulgarische Übersetzer, leben in Deutschland und haben den politisch aktiven Autor aus der Nähe beobachtet. Aufgrund von Übersetzungen Grass'scher Schriften haben Südkoreaner, die über die politische Zukunft der beiden Koreas nachdenken, den Kritiker der deutschen Vereinigung zu Gesprächen nach Südkorea eingeladen.

Die Übersetzungen der Werke von Günter Grass haben weitreichende literarische Folgen: Viele Schriftsteller, so John Irving, Salman Rushdie oder der Danziger Schriftsteller Pawel Huelle, um nur drei zu nennen, haben von dem Einfluß gesprochen, den das literarische Werk ihres älteren deutschen Kollegen auf sie ausgeübt hat. Die frühere italienische Grass-Übersetzerin Bruna Braucht beschreibt in ihrem Beitrag, wie sie das, was sie von Günter Grass gelernt hat, nicht nur beim Übersetzen, sondern inzwischen auch bei ihrem eigenen Schreiben anwendet.

Lesen, übersetzen, schreiben – alle hier versammelten vielfältigen Beiträge handeln vom schwierigen und offensichtlich beglückenden Umgang mit Sprache, vom Weitererzählen Grass'scher Geschichten in den Sprachen der Welt.

Hamburg, Sommer 2002

Helmut Frielinghaus (Hrsg.), *Der Butt spricht viele Sprachen. Grass-Übersetzer erzählen*, Steidl-Verlag, Göttingen 2002

Buchrezension

Architektur und Bauwesen

Uli Gelbrich: *Langenscheidts Fachwörterbuch Architektur und Bauwesen. Englisch-Deutsch. 3. neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage 2002.* ISBN 3-86117-204-6, 92,- €

Die große Frage, die sich bei der Rezension von Gelbrichs Fachwörterbuch stellt, lautet: Hält die Neuauflage dieses Wörterbuches dem Vergleich mit dem »Klassiker« stand, dem *Wörterbuch für Architektur, Hochbau und Baustoffe* von Herbert Bucksch aus dem Bauverlag (nicht mehr lieferbar, die letzte Auflage, die sich antiquarisch und in Bibliotheken findet, ist von 1987). Ein Vergleich ist schwierig, aber dennoch aufschlussreich und ergibt Folgendes:

Benutzerfreundlicher ist das Langenscheidt-Wörterbuch auf jeden Fall, alle Stichwörter werden in allen Zusammensetzungen ausgeschrieben. Bei Bucksch muss ich mich an Tilden entlang hangeln, um herauszufinden dass sich hinter »~ ramp« das Stichwort »access ramp« verbirgt, wobei ich »access« ganze 48 Zeilen bzw. 21 Stichwörter weiter oben finde (in der vorhergehenden Spalte). Mag sein, dass man sich daran gewöhnt, mir ist es allemal lieber, ich finde »access ramp« tatsächlich zwischen »access point« und »access road« statt zwischen »~ point«, »~ ~« und »~ screw«. Gelbrichs Vokabular ist aktueller und um Einiges umfangreicher, dafür erläutert Bucksch manche Begriffe umfassender und gibt zuweilen auch englische Synonyme an, was aber für den/die Übersetzer/in englischer Texte ins Deutsche nicht unbedingt relevant ist. Sehr hilfreich im Anhang von Gelbrichs Fachwörterbuch finde ich die Abkürzungen und die Umrechnungstabellen für Längen-, Flä-

chen-, Raum- und Hohlmaße und manches mehr, was im Zusammenhang mit Architektur und Bauen von Belang ist. Beim Architekturvokabular lässt dieses Wörterbuch keine Fragen offen, bei technischen Details, die die ingenieurtechnische Seite des Bauens betreffen, fühlt der/die Übersetzer/in sich zuweilen im Stich gelassen.

Wer ein zeitgemäßes Wörterbuch der Architektur braucht, ist mit diesem gut bedient. Für den, der den Bucksch bereits im Regal stehen hat, dient es als sinnvolle aktuelle Ergänzung. Lücken im Bereich Ingenieurbau wären noch zu schließen, und viele Übersetzer würden sich natürlich über eine CD-Rom-Version freuen.

Elvira Willems

Neues aus dem Cyberspace

Es muss nicht immer »Google« sein

Alternatives Brausen durchs Internet

Das Internet ist mächtig groß, meist braust man bloß per »Google« los. Zwar hat diese Suchmaschine mittlerweile den Spitzenplatz in unserer Gunst durchaus verdient, aber: Obwohl die Roboter per virtuellem Lauskamm durchs virtuelle Universum hecheln, bleibt doch nur ein Bruchteil des Angebots in den Trefferlisten hängen. Und auch hier regiert der Kommerz: Wer zahlt bzw. weiß, wie man's macht, rangiert bei den Treffern jeweils ganz oben, und wir Hoffnungsvollen ziehen uns den Schrott brav runter.

Keine Sorge, es gibt Alternativen. Der beste Rat: Nützen Sie einen verregneten, verfrusteten oder sonstwie zu nix Brauchbarem brauchbaren Halbtag für eine Internet-Expedition. Es ist ohnedies längst Zeit, die Favoriten vulgo Bookmarks AKA Lesezeichen neu zu ordnen. Was sich da an Leichen tummelt! Und an längst nicht mehr Benötigtem! Und an total falsch Eingereihtem!

(Klammer auf. Ach ja, für alle die jetzt bloß große Augen machen: Man kann die persönliche Suchliste in Ordner einteilen und jeder Eintragung einen sinnvollen Kurztitel verpassen. Schauen Sie mal in Ihrem Brauser ganz oben auf den Eintrag »Favoriten verwalten« [oder so ähnlich]. Und wenn Sie noch immer nicht kapiieren, wie das geht, klicken Sie rechts oben das Fragezeichen an und geben das Stichwort ein. Das ist die Hilfefunktion, in der alles das steht, was Sie aber meist per Telefon- oder E-Mail-Notruf Ihre besten Freunde fragen, die es daraufhin bald nicht mehr sind. Klammer zu.)

Gehen Sie nun zu www.completlanet.com. Dort finden Sie über hunderttausend Suchmaschinen und Datenbanken nach Themengruppen geordnet und diese wieder nach Spezialinteressen unterteilt. Wandern Sie durch, wählen Sie nach eigenem Geschmack und Bedarf. Bei so vielen Vorschlägen führt so mancher natürlich auch ins Nirwana, in der Internet-Religion als »Error 404« bekannt, aber Ihr Tag ist, garantiert, trotzdem gerettet. Weiter geht's zu www.invisible-web.net. Das ist so ähnlich gebaut, aber kleiner und feiner und weniger aufwendig. Übersehen Sie nicht, dass man hier auch an Archive und Datenbanken, Bibliothekskataloge und dergleichen weitergeleitet wird. Da drin zu stöbern, ist zwar unvergleichlich mühsamer, weil Sie wieder lernen müssen, mehr als einen Mausclick zu investieren, aber wenn Sie bisher absolut nichts gefunden haben – Sie schwören es: absolut nichts über die altgusinische Austernzucht! –,

hier ist es, oder ich garantiere Ihnen, dass man nie nicht jemals in Altgrusiniern Austern gezüchtet hat.

Dritter Ausflug: www.searchenginecolossus.com (Das ist eine jener Uhrls, die man unbedingt in die Favoriten-Liste aufnehmen muss, denn solche Wort-ungetüme tippt man am Liebsten keinmal und nie wieder ein.) Hier sind die Suchmaschinen nach Ländern geordnet. Dazwischen gibt es Werbung, aber das soll uns nicht stören. Sie können als Grundsprache Englisch, Französisch und Spanisch wählen, geben das gewünschte Land ein, sehen die Nationalflagge – zum Beispiel von Wallis und Futuna – und sind nur einmal Klicken von »Le web wallisien« entfernt. Spätestens jetzt merken Sie, dass Sie nicht im Schweizer Wallis sondern im Pazifik gelandet sind, Einwohnerzahl 1900: 6000, 2003:16000 (jawohl, das steht bei jedem Land ungefragt dabei, Welt-Gesamtbevölkerung auf der Startseite). Der Koloss im Web hat auch eine Bitte-Bitte-Rubrik, in der man tote Links melden kann. Tun Sie's!

Ganz neu ist die von LookSmart entwickelte Super-Suchmaschine Grub, die sich zum Ziel gesetzt hat, Google zu überholen, und pro Tag 54 Millionen Webpages erfasst (Google schafft 150 Millionen Seiten). Man muss allerdings bei www.grub.org zunächst ein spezielles Suchprogramm runterladen, und der Trick besteht darin, dass die Abfragen im Hintergrund auf dem eigenen Rechner erfolgen.

Sollten Sie noch immer tatenfroh sein, erwarten Sie nun die Hamburger Öffentlichen Bücherhallen. Die halten 175 gebührenfreie deutsche Datenbanken in 23 Sachgruppen bereit bei www.internet-datenbanken.de. Sieht auf dem elektronischen Parkplatz zunächst klein aus. Aber gehen Sie doch mal zu »Newsgroups und Mailinglisten«. Allein hier sind 170000 Kontaktmöglichkeiten für Ihre Spezialrecherche versteckt, und der größte Vorteil: Sie müssen sich nicht erst in eines der Foren einnisten, sondern schreiben gleich mal was Einschlägiges rein. (»Bitte helft mir doch bei den altgrusinischen Austern!« oder dergleichen.) Die zugesagten Recherche-Beispiele gibt es noch nicht, und an dritter oder vierter Position kommt schon wieder Google – aber da lernen Sie wenigstens, was Ihre Leib- und Magen-Suchmaschine sonst noch könnte.

Bibliothekare und -rinnen sind überhaupt liebenswerte und informationsfreudige Menschen. Unter <http://lii.org> bieten Sie Ihnen eine weltweite Auswahl an Gustostückchen in englischer Sprache an. Die Universitätsbibliothek Göttingen stellte soeben 180 Bände verschiedener Fachzeitschriften mit etwa 120000 Seiten unter www.digizeitschriften.de kostenlos ins Netz. (Fachgebiete: Anglistik, Betriebswirtschaftslehre, Bevölke-

runnungswissenschaft, Bibliothekswesen, Geologie, Germanistik, Geschichte, Kunst, Naturwissenschaften, Neuere Philologien, Rechtswissenschaften, Romanistik, Soziologie und Volkswirtschaft. Zu den bisher erfassten Beständen gehören unter anderem die Süddeutsche Juristen-Zeitung [1946 bis 1950], die Juristenzeitung [1951 bis 1999], das Archiv für öffentliches Recht [1885 bis 1910], das Archiv des öffentlichen Rechts [1911 bis 1997] sowie das Weltwirtschaftliche Archiv [1913 bis 1999].) Die Wiener Städtischen Büchereien haben anlässlich der Eröffnung ihrer neuen Zentralbücherei (dem »Bücherschiff«) nicht nur den gesamten Bestandskatalog zugänglich gemacht, sie tun desgleichen auch für Kataloge en masse querbeet weltweit, und weil die Wiener weltoffen sind, steht diese Webseite auch in Englisch, Türkisch und Serbisch/Kroatisch zur Verfügung unter www.buechereien.wien.at.

Internettigkeit beweist auch pressLounge, ein international tätiges Online-Pressezentrum, das mehr als dreitausend Online-Medien und Portale im europäischen Raum durchforscht. Zum Einstieg darf man dreißig Tage lang kostenlos schnuppern und erhält täglich per E-Mail Berichte mit den gefundenen Clippings. Kontakt: www.presselounge.com

Überhaupt ist zu empfehlen, für Spezialaufgaben eine Spezial-Maschine zu beauftragen – ein Beispiel von vielen: das Medizinportal www.medautria.at, unter anderem mit einer kommentierten Linkliste zu internationalen Journalen, medizinischen Fotos und einer umfangreichen Bibliothek.

Erschöpft? Befriedigt? Zum Abschluss ein Schmankerl gefällig? Hat zwar nichts mit unserem Thema zu tun, aber man stößt halt doch hin und wieder auf Webseiten unerwartet exquisiten Inhalts: Bei www.korea-dpr.com/library/entrance.htm besonders zum empfehlen ist der Buchstabe K mit den Werken des »Großen Führers« Kim Il Sung und seines Sohnes, dem »Geliebten Führer« Kim Jong Il; und sollten Sie sich der herausragenden Rolle der Frau des Großen und Mutter des Geliebten Führers, Kim Jong Suk, noch nicht ausreichend bewusst sein: auf 218 Seiten werden Sie hier in aller Kürze informiert. (Nur über die altgrusinischen Austern steht auch hier nichts. Ach was, Schwamm drüber. Soll sich doch das Verlagsrektorat den Kopf zerbrechen.)

Wolf Harranth
harranth@eunet.at

Der Beitrag zum Download mit ausführbaren Links:
<http://members.eunet.at/harranth/google.rtf>

Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint vierteljährlich.

Einzelpreis € 7.-, Jahresabo € 20.- incl. Versandkosten innerhalb Europas.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien, Friedrichstraße 15, 70174 Stuttgart.
Bankverbindung: BfG-Bank AG Stuttgart, Konto-Nr. 1084720200, BLZ 60010111.

Redaktion: Kathrin Razum, Hans-Thoma-Str. 5, 69121 Heidelberg (verantwortlich);

Maike Dörries, Stresemannstr. 19, 68165 Mannheim (Abonnements); Regina Peeters.

Layout: Christoph Morlok. Druck: Druckerei Deringer, Worms.

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.